

# Die Bergpredigt - wie muss sie verstanden werden?

Autor(en): **Trautvetter, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **33 (1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-137440>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gespannteres Warten. Auf solche Weise, Freunde, sollen wir dem Tage Gottes entgegengehen.

Die zweite Bedingung aber für das Ergreifen der Verheißung lautet: „Da nun das alles sich auflöst, wie müssen wir uns nicht einstellen in heiliger Gestaltung unseres Wandels und Verbundenheit mit Gott!“ Auch das ist entscheidend wichtig. Ich habe das letzte Mal von unserem persönlichen Verhalten in dieser Zeit geredet, insofern es uns ermöglichen sollte, das, was da sei und was komme, zu bestehen. Was uns nun zugerufen wird, ist eine wichtige Bestätigung davon und zugleich eine Ergänzung. „Heiligkeit des Wandels und enge Gottverbundenheit!“ „Heiligkeit“ bedeutet allgemein im Neuen Testament und bedeutet hier nicht hohe oder höchste Vollendung der Tugend überhaupt, sondern eine gewisse *Absonderung von der Welt*. Und zwar *in der Welt* — es wird nicht an Mönchtum oder Einsiedlertum gedacht. Man soll sich nicht mit der Welt zu tief einlassen, sondern streng darauf achten, daß man seine Gottverbundenheit nicht verliere. Das ist vor allem in solchen Zeiten der Katastrophe nötig. Wenn man zu stark darauf achtet, was die Welt tut und sagt, auch wo man nicht selber mitmacht; wenn man zu viel auf die Zeitungen hört oder auch auf die hin und her bewegten Gedanken und Stimmungen des eigenen Herzens, dann ist man in Gefahr, davon besiegt zu werden. Dann verliert man Gott und damit die Gewißheit der Verheißung. Mehr als je muß man in solchen Zeiten sich „heiligen“, sich innerlich zusammenfassen; die Welt mit ihrer Angst und Lust nicht mächtig werden lassen; sich an Gott halten, sich vor ihn stellen, von ihm Mut und Kraft holen, von ihm Vision empfangen. Es sind — ich spiele auch auf eine frühere Lofung an — Zeiten des recht verstandenen „*Fastens*“. Nur wenn wir das tun: uns auf diese Weise „heiligen“, uns so an Gott allein halten, nur dann wird immer wieder als mächtige Gewißheit in uns und über uns aufleuchten die Sicherheit, daß die Katastrophe der Welt in all ihren Formen und trotz all ihren Formen dem Reiche dienen muß, dessen wir harren, wird es in Not und Tod als ewiger Jubel aus unserer Seele brechen und über uns am Horizonte leuchten: „Wir warten nach seiner Verheißung auf einen Neuen Himmel und eine Neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.“

Leonhard Ragaz.

## Die Bergpredigt — wie muß sie verstanden werden?

### I.

Wenn einem Christen auch die Einzelheiten der Bergpredigt verblaßt sein sollten, so wüßte er wohl immer noch das, daß darin von unserem *Tun* die Rede ist. Insofern liegt ihr Inhalt vielen Menschen näher als alle anderen Inhalte des Neuen Testaments und erscheint

ihnen einfacher; sie fühlen sie in bezug darauf kompetenter. „Weltanschauung“, „Glaube“ oder gar „Theologie“ ist nicht jedermanns Sache, hingegen muß jeder in seinem Leben handeln, Entscheidungen fällen, wissen, was gut und was böse ist. Dieses sozusagen natürliche Gerichtetsein auf die Praxis wird aufs stärkste gestützt durch jene sicherlich tiefe Auffassung von dem, was Religion, speziell christliche Religion ist — jene Auffassung, welche sagt, daß das Göttliche nicht dem Erkennen, sondern dem Tun erreichbar sei. All das bringt uns die Bergpredigt näher. Sie scheint uns eine unumwundene Antwort zu bieten auf die Frage nach dem, was wir tun sollen — und zwar aus dem Munde Christi.

Es stellt sich somit die Frage: Ist die Bergpredigt ein *Gesetz*, das Gesetz Christi, das Gesetz des Neuen Testaments, das nun vielleicht eine höhere, eine vollkommeneren Stufe gegenüber dem alttestamentlichen Gesetz darstellt? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns über das Wesen des Gesetzes einige Klarheit zu verschaffen suchen.

Es ist etwas an dem, was man Gesetz nennt, das den Menschen immer wieder anzieht. Eben gerade das, daß er dort die einfachen, verständlich formulierten Antworten zu bekommen hofft auf die Frage: Was soll ich tun? Es könnte aber sein, daß hinter dieser Liebe zum Gesetz ein Stück geistiger Trägheit steckte. Es könnte sein, daß wir das Gesetz als bequemes Geleise verstünden. Wenn der Wagen auf einem Geleise fährt, so kommt er sicher an den richtigen Ort, er muß nicht mehr gelenkt werden, er geht — gradaus oder in den Kurven, welche das Gelände erheischt. Wenn wir nach einem Gesetze leben, brauchen wir kein lebendiges Herz zu haben. Die Mühsal des Erkennens und die Last der Entscheidung ist uns abgenommen. Unsere Seele kann blind sein — wir haben nur nach dem Gesetz zu gehen und werden ans rechte Ziel kommen.

Wir brauchen wohl nicht mehr lange zu fragen, ob die Bergpredigt Gesetz in diesem Sinne ist. Nein! Das Neue Testament bedeutet im Gegenteil die Ueberwindung dieser Art von Gesetz. Darin hat Paulus seinen Meister sehr tief verstanden. Niemals wollte Christus Paragraphen liefern für tote Seelen, Anweisungen, die uns das eigene Schauen und Entscheiden abnehmen.

Gesetz ist allerdings in der Bibel da, aber nicht im Sinne jener toten Gesetzlichkeit der Phariseer und Schriftgelehrten. Gesetz bedeutet, daß Gott ein heiliger *Wille* ist, daß das große und einfache „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ von ihm ausgeht. Gesetz bedeutet, daß es vor Gott Gut und Böse gibt, ein gesegnetes und ein fluchwürdiges Tun des Menschen; Gesetz bedeutet, daß Gott fordernd vor dem Menschen steht. Das ist der große Sinn des Gesetzes, welches das Alte Testament enthält. Allerdings gibt es im Alten Testament auch noch breite Partien gleichsam juristischer Detailgesetzgebung, die in ihrem wesent-

lichen Teil in großartiger Weise vom Geist des religiösen Grundgesetzes erfüllt sind, in anderen Partien sich allerdings auch in Menschenfatzungen verlieren. Aber das Wesentliche ist, daß die Bibel sich dieses Unterschiedes wohl bewußt ist; im Neuen Testament ist diese Bewußtheit zu letzter Klarheit gesteigert und ruft den zentralen Kampf hervor, aber auch das Alte Testament weiß sehr wohl darum. Es ist nur eine unter vielen Stellen, wenn Jeremia von dem „Lügenreißer der Schriftgelehrten“ redet.

Das tiefste, sich immer herrlicher klärende Wollen der Bibel geht deutlich auf die Ueberwindung der Gesetzlichkeit. Der Mensch soll unter Gott gebeugt sein — aber mit einer freien Seele. Die Quelle, aus der die gute Tat quillt, soll nicht eine starre Vorschrift sein, sondern die lebendige Gemeinschaft mit dem in seinem Wesen als Gerechtigkeit und Liebe erkannten Gott, der sein Reich der Gerechtigkeit und Liebe mit dem Menschen schaffen will.

Diesem schaffenden Willen kann aber gerade das in totem Sinn verstandene Gesetz hindernd in den Weg treten, ja zum Fluch werden. Dem Leben wird immer nur die lebendige Seele gerecht werden können. Es liegt eine Tragik über dem Versuch, die Erfordernisse des Lebens in tausend Paragraphen festlegen zu wollen. Sobald wir beginnen, alles Gute vorzuschreiben und alles Böse zu verbieten, werden die Menschen höchst erfinderisch werden im Herausfinden dessen, was doch noch nicht vorgeschrieben und nicht verboten ist. Das will nicht den Sinn der juristischen Gesetzgebungsarbeit in Frage stellen, sondern sagen, daß das Gottesgesetz andere Wege geht, und daß wir der Bibel, vor allem der Bergpredigt, unrecht tun, wenn wir sie als eine Sammlung von Paragraphen gebrauchen.

Gottes Gesetz nimmt uns die Entscheidungen im einzelnen Falle nicht ab. Das ist sein Ernst; der Umgang mit ihm ist so viel ernster als alle juristische Kasuistik.

Aber auch die andere Seite der Sache muß in völliger Klarheit vor uns stehen: auch wenn das Gottesgesetz nicht seine Aufgabe darin sieht, konkrete Detailvorschriften festzulegen, so bleibt es doch ungeheuer konkret in seinem Wesen, und nur böser Wille kann behaupten, daß er nicht wisse, woran er mit ihm sei. „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert!“ Es ist Heuchelei, wenn du tust, als wüßtest du nicht, was gut ist. Das ist dem Unmündigen offenbar. Nicht Schriftgelehrsamkeit und kasuistischer Scharfsinn sind nötig, um den Weg zu finden, sondern etwas ganz anderes ist nötig: Umkehren und werden wie die Kinder. Du weißt, was das größte Gebot ist, der Inbegriff von allem Guten. Tue das, so wirst du leben. So redet die Bibel dort, wo sie ganz Wort Gottes ist.

Von diesem, so groß verstandenen Gesetz sagt Jesus am Anfang der Bergpredigt: „Meinet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“

Und er fährt mit leidenschaftlichem Ernste fort: „Wahrlich, ich sage euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, wird nicht ein einziges Jota oder Strichlein vom Gesetz vergehen. Wer nun eines dieser kleinsten Gebote auflöst und die Menschen so lehrt, wird der Kleinste heißen im Himmelreich, wer sie aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Reich der Himmel.“

Aber diese Worte, welche die Unvergänglichkeit des Gottesgesetzes so leidenschaftlich proklamieren, geben uns zugleich ein Beispiel von der paradoxen Redeweise Jesu; ist es doch hier mit Händen zu greifen, daß Jesus nicht im Ernst sich ereifert für die Jotas und Strichlein, sozusagen für die I-Punkte und Kommas im Gesetzestext — er, der ein andermal (sogar zweimal, nach der Ueberlieferung) diesen ganzen, sich durch Bücher hindurchziehenden Gesetzestext, nicht nur mit den Jotas und Strichlein, sondern mit allen Einzelgeboten und Paragraphen wegschieben und durch eine einfache Formulierung der Gottes- und Bruderliebe ersetzen konnte, mit der ausdrücklichen Feststellung: „Darin besteht das ganze Gesetz und die Propheten!“

Diese ganze paradoxe, d. h. scheinbar widerspruchsvolle, und durch diese scheinbaren Widersprüche die Lebendigkeit der Sache zur Geltung bringende Redeweise Jesu ist aber nicht nur Stil — etwa mit dem Zweck, die Philister zu ärgern — sondern es liegt darin eine gewollte Aufweckung der Seelen. Denn darauf kommt alles an. Nur die lebendige Seele kann sich richtig entscheiden, das Rechte tun, in der rechten Art, zur rechten Zeit und am rechten Ort. Es gibt schlechterdings keine Gesetze und Weisungen, keine Paragraphen und Verordnungen, welche dem uner schöpflchen Reichtum des Lebens gewachsen wären, darum muß der Mensch eine lebendige Seele haben. Darin liegt die einzige Hoffnung. Und gerade das ist das große Anliegen der Bergpredigt.

Darum fährt Jesus, nachdem er jenes Wort von den Jotas und Strichlein gesagt hat, fort mit den Worten: „Ich sage euch, wenn euere Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ — als ob nicht gerade diese Leute die Eiferer um die kleinsten Bestandteile des Gesetzes gewesen wären. Aber — es war ihnen darob die Seele erstorben.

Es ist nichts anderes als schöpferische Verlebendigung, was Jesus tut in jenen fünf berühmten Antithesen, die im Mittelpunkt der Bergpredigt stehen und mit den Worten beginnen: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . ., ich aber sage euch . . .“ Was Jesus hier tut, ist dies, daß er erstarrte Gesetze zu einem wunderbaren Leben erweckt. Aus dem Gebot „Du sollst nicht töten“ bricht auf einmal ein Strom von Ehrfurcht vor dem Leben hervor, hinein in diese Welt, in der die Menschen ihre Brüder wahrhaftig nicht nur mit Gift und Dolch ermorden, sondern sie mit Haß ersticken, durch Antastung ihrer inneren Würde, durch Hohn und Verketzerung erwürgen — in diese Welt

hinein trägt Jesus die heilige Scheu vor den tiefsten Lebensquellen und Lebensgrundlagen jedes Einzelnen, auch des Geringsten, auch dessen, der vielleicht nur ein „Raka“ ist, ein verächtlicher Tor oder ein sogenannter „Gottloser“. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten, ich aber sage euch, wer seinen Bruder haßt, wer zu ihm sagt: Raka, du Tor; wer zu ihm sagt: du Gottloser — der ist dem Gericht, der ist der Hölle und ihrem Feuer verfallen.“ Darf man solche von Leben und Leidenschaft sprühende Worte wieder töten, indem man sich ihrem Buchstaben verklavt? Vor ihrer Lebendigkeit muß jede Erstarrung weichen, es muß auch weichen jene besondere Art des inneren Todes, welche wir als Selbstgerechtigkeit kennen, jene Satttheit, welche sich auf das buchstäbliche Befolgen des Gebotes so viel zugute tut und gar nicht merkt, wie oft sie seinen Geist verletzt und wie erschreckend nahe ihr auch die grobe Uebertretung liegt. Schließlich hat ja jenes Verbot des Tötens die Gerechten aller Zeiten nicht gehindert, Menschen dem Tode zu überliefern oder aber tatenlos und ohne tiefes Entsetzen zuzuschauen, wie der Mord in furchtbaren Formen über die Welt geht. Du sollst nicht töten — das heißt: Sorge dafür, daß du kein Toter bist, sonst wird dich kein Gebot vor dem Töten behüten, die Mordgesinnung wird dich in Formen überwältigen, auf die du immer wieder nicht gefaßt sein wirst.

Und in der gleichen Art erweckt Jesus das „Du sollst nicht ehebrechen“ zum Leben. Auf einmal tritt es den Menschen wieder vor die Seele, was Ehrfurcht vor dem Menschen und was die daraus folgende Unantastbarkeit ist. „Ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen Ehebruch begangen.“ Unheimlich wird auf einmal die Lebendigkeit dieses Gebotes, das man bislang mit solcher Selbstsicherheit und solch gutem Gewissen las, predigte oder sich predigen ließ. Auf einmal stehen sie sich hinweg, in ihrem Gewissen getroffen von dem Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“ Was für ein Tod war in ihnen, die da glaubten, das Verbot des Ehebruchs und die anderen Gebote gewissenhaft gehalten zu haben, wenn Jesus ihnen zurufen mußte: „Die Huren werden vor euch in das Reich Gottes eingehen.“ Das also war das Ziel, das sie mit ihrer Gesetzlichkeit erreicht hatten.

Die Bergpredigt gibt vor allem jenem einen, größten, alle anderen in sich begreifenden Gebot, dem Liebesgebot, seine Lebendigkeit wieder. Diese Lebendigkeit besteht in seiner grundsätzlichen Unbegrenztheit, in der nirgends Halt machenden und nie aufhörenden Bereitschaft zur Liebe. Das ist es, was Jesus geltend macht, indem er alle Grenzen des guten Willens, des Wohlwollens, der Verführbarkeit beseitigt: „Liebet euere Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.“ Gerade bei der Liebe ist jede Erstarrung und Gesetzlichkeit der Tod. Es fehlt ihr dann das Größte: die schöpferische Kraft, der erobernde Wille, der Wille zur Ueberwindung auch des Widerstrebenden, das große Wach-

sein für neue Möglichkeiten des Liebens. Jesus gibt der Liebe wieder jene göttliche Ueberlegenheit, welche „die Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte“.

In diesem Zusammenhang steht ja dann auch jenes Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.“ Gerade das ist das alle Starrheit lösende Wort. Unter den Händen der Pharifäer war die geforderte Gerechtigkeit erstarrt zu einer peinlichen Erfüllung von begrenzt und buchstäblich verstandenen Geboten. Hier aber tut sich die Unendlichkeit auf: Gerechtigkeit ist Vollkommenheit.

Wir fragen noch einmal: Was tut Jesus mit den alten Geboten? Verschärft er sie? Radikalisiert er sie? Schraubt er ihre Forderungen in unmögliche Höhen hinauf? Damit aus den Halbgerechten wenigstens Dreiviertelgerechte, aus den siebzigprozentigen Heiligen neunzigprozentige werden oder gar hundertprozentige? Ist es das, was gemeint ist mit dem: „Ihr sollt vollkommen sein“?

Ihr sollt vollkommen sein — ja, aber . . . „wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Aber ihr sollt nicht so vollkommen sein, wie die Menschen vollkommen sind. Ach, die vollkommenen Menschen! Es legt sich einem wie eine Last auf die Seele, wenn man an sie denkt. Wir wollen nicht einmal davon reden, daß dem menschlichen Vollkommenheits- und Gerechtigkeitsideal eine Gefahr so ungeheuer nahe liegt, die der Heuchelei. Auch wenn wir keinerlei Anlaß hätten, den Verdacht der Heuchelei zu hegen — es wäre doch so, daß „vollkommene Menschen“ keine erquickliche Erscheinung sind; es ist etwas Unfruchtbares und Totes um sie her, so daß einen nach kurzer Zeit die Luft anwandelt, von ihnen weg zu den Zöllnern und Sündern zu fliehen.

Vollkommen sein — so wie der himmlische Vater vollkommen ist, das heißt vor allem lebendig sein, denn Gott ist der lebendige Gott. Wie wenig hat Christus ein menschliches Vollkommenheitsideal erfüllt, in gewissem Sinne entschieden weniger als Franziskus oder Gandhi. Das haben Jesu Zeitgenossen sehr empfunden, darum hat er auch nicht den Erfolg jener gehabt. Damit soll die Größe und Schönheit des Wesens des heiligen Franziskus oder Gandhis und auch die Reinheit ihres Erfolges nicht angetastet werden, denn sie wollten ja selber gar nicht „Heilige“ sein, aber man hat sie dazu gemacht, wie auch aus Pestalozzi, der es auch durchaus nicht war. Aber das dürfen wir sagen: Jesus war in seiner menschlichen Erscheinung noch unendlich lebendiger, paradoxer, freier, schöpferischer als sie. Das Vollkommensein, von dem er redet, heißt nicht: an einem Ziele angelangt sein, denn Gott ist die Unendlichkeit. Er ist selber nicht ein starres Idol, das alle Züge der Vollkommenheit an sich trägt, sondern er ist der schaffende Gott, der in seinem Handeln immer wieder überraschend hervorbrechende, das Ungeahnte vollbringende. Darum muß auch unsere Gerechtigkeit eine schöpferische sein, die nicht nach einem Schema handelt, sondern aus dem Lebendigen hervorquillt.

Wir fassen nochmals zusammen. Der Sinn der Bergpredigt besteht nicht in der Ersetzung gemäßiger Forderungen durch radikale Forderungen, sondern in der *Verlebendigung aller Forderungen*. An Stelle der starren Gesetze soll das lebendige Gute schöpferisch die Seelen erfüllen. Darum könnte man die Bergpredigt, so paradox das klingt, das Gesetz der Freiheit nennen. Darum wäre es eine Verfündigung gegen ihren Geist, wenn man eine sklavische Bindung an irgendeines ihrer Worte vollzöge. Alle diese einzelnen Worte haben auch nach ihrer Form das Gepräge der Lebendigkeit, sie sind so ziemlich das Gegenteil von dem, was man einen Paragraphen nennt. Auch fehlt ja der Bergpredigt jede Vollständigkeit, es werden aus der Fülle des Lebens nur einige wenige Beispiele herausgegriffen. Darum aber kann sie nicht als Codex aufgefaßt werden, denn Codices müssen nach Vollständigkeit trachten.

## II.

Wir möchten nun noch auf eines der Bergpredigtworte besonders zu sprechen kommen, auf dasjenige Wort, das die Blicke vieler Menschen, gerade unserer Zeit, besonders auf sich zieht: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist, Auge um Auge, Zahn um Zahn, ich aber sage euch, daß ihr dem Bösen nicht widerstreben sollt, sondern wer dich auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den andern dar, und dem, der gegen dich den Richter anruft und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht ab von dem, der von dir borgen will.“ (Matth. 5, 38—42.)

Ist es Willkür, wenn wir gerade dieses Wort herausgreifen und es nicht nur formal betrachten, sondern auch die Probleme, die es aufwirft, näher ins Auge fassen? Ist es Willkür, wenn viele Menschen mit dem Begriff „Bergpredigt“ gerade nur diese Assoziation verbinden? Warum ist ihnen alles andere verblaßt und nur dieses eine haften geblieben? Ueberragt dieses Wort alle anderen wie ein Berg die Hügelwelt, so daß man allein ihn auch noch aus der Ferne sieht? Ist es Willkür, wenn Tolstoi dieses Wort: „Widerstretet dem Bösen nicht mit Gewalt“ nicht nur als Kern der Bergpredigt, sondern des Evangeliums überhaupt empfand, wenn lange vor ihm die Quäker und nach ihm Mahatma Gandhi es ebenso empfunden haben? Nein, das alles ist auf keinen Fall Willkür, sondern vielleicht eine sehr lebendige Art, die Dinge aufzufassen, jene lebendige Weise, die allein der Bibel angemessen ist. Denn, um es gleich zu sagen, die einseitige Zuwendung zu diesem einen Wort, das sich im Zusammenhang der Bergpredigt findet, stammt aus der von jenen Menschen tief und lebendig empfundenen Not der Zeit, aus der aktuellen Situation, von der sie sich hatten erschüttern lassen. Ich möchte durchaus nicht mit Tolstoi sagen, daß das Wort vom Nichtwiderstreben gegenüber dem Bösen der Kern des Evangeliums sei. Das ist vielleicht ein Irrtum. Aber vielleicht liegt in diesem Irrtum mehr Wahrheit als in der allseitig abgewogenen Art,



mit der die Schriftgelehrten die Bibel behandeln. Die Bibel ist Gottes Wort, das heißt aber, daß sie immer nur das eine will: handeln, eine schöpferische Wirkung ausüben, denn es ist das Wesen des göttlichen Wortes, daß es ein schaffendes und nie ein bloß redendes Wort ist. Handeln aber kann man immer nur in einer ganz bestimmten Situation. Das, was man Tat nennen kann, entspringt immer nur da, wo der göttliche Wille mit der ganz konkreten Situation zusammentrifft. Tat ist immer Gehorsam, nämlich gegen das aus der konkreten Lage vernommene Gebot Gottes, aber wirklich: Gottes! — und wirklich: in der konkreten Lage vernommen!

Da hat es nun also Menschen gegeben — die Quäker zu der Zeit, als England von nicht endenwollenden blutigen Kriegen heimgesucht war, — Tolstoi in der Zeit des entfalteten Chauvinismus und am Vorabend des Weltkrieges, — und Gandhi, unser Zeitgenosse — es hat diese Menschen gegeben, deren Blick einseitig angezogen wurde von jenen gegen die Gewalt gerichteten, die Gewalt richtenden Worten der Bergpredigt. Ihre Einseitigkeit stammt aus ihrer Lebendigkeit. Sie waren keine oder jedenfalls schlechte Schriftgelehrte, aber sie waren Propheten, denen die ganze Furchtbarkeit ihrer Zeit durch die Seele gedrungen war. Weil sie lebendige Menschen waren, bekamen sie ein lebendiges Verhältnis zu einem Stück der Bibel; sie haben nicht alles verstanden, aber vielleicht haben sie gerade das gehört, was Gott gehört haben wollte, was er besonders laut in unsere Zeit hineinrief. Sie haben offene, nicht durch eine allseitig orientierte Schriftgelehrsamkeit verstopfte Ohren gehabt. Sie haben einen, nur einen, aber einen klaren und zwingenden Ton vernommen, gerade weil sie nicht darauf eingestellt waren, eine Polyphonie schöner und tiefer Gedanken zu genießen, wenn sie Gott und sein Wort suchten.

So haben sie geglaubt, daß es Gottes Wille sei, daß die Christen über die *Gewalt* nachzudenken beginnen. Sie haben die Dämonie der Gewalt erkannt, das Geheimnis der Ueberwindung des Bösen nicht durch Böses, sondern durch das Gute, sie haben in jenen Sätzen der Bergpredigt auch die Wahrheit des Kreuzes gefunden, den Glauben an die siegreiche Kraft des Leidens des Gerechten. Sie haben auch durchaus begriffen, daß dieser Weg nicht ein Weg der Schwäche ist, ja daß er sogar, wie vor allem Gandhi großartig gezeigt hat, eine gerade durch ihre Reinheit gewaltige Waffe werden kann im Kampf gegen das Unrecht. Uns allen ist in ihnen ein Weg erschienen heraus aus dem Grauen dieser Zeit, ein Weg, der nicht nur passives Leiden ist, sondern höchst aktive Kampfkraft besitzt. Auch wir haben die Dämonie der Gewalt, vor allem auch der Waffe erlebt, — vor allem dort, wo die Gewalt in den Dienst des Rechtes, in den Dienst der Armen und Unterdrückten genommen werden wollte. (Die Waffe im Dienste der zwischenstaatlichen Anarchie ist für uns überhaupt kein Problem mehr.) Wir sahen die revolutionäre Gewaltanwendung sich in tragische Schuld verstricken

und ihre hohen Ziele verfehlen. Wir haben gesehen, wie die ursprünglich so reine Leidenschaft, mit der die französische Revolution anhub (die so großartig war, daß sogar ein durch die Revolution verjagter Marquis zu Michelet sagen konnte: „Es war so schön“) — daß dieses Schöne ausartete in einen Kultus der Guillotine, in die grauenvolle Geißtlosigkeit, welche die Fortschritte der Freiheit an der Zahl der gefallenen Aristokratenköpfe glaubte errechnen zu können. Wir haben die Tragik aller derer gesehen, welche glaubten, daß der Weg zur Freiheit und sozialen Gerechtigkeit streckenweise unvermeidlich ein Waten durch Blut sein müsse. Wir glauben nicht an die Paradiese, die jenseits eines Blutstromes liegen, den man selber zum Fließen gebracht hat. Das alles haben wir gesehen, und jene Propheten und Zeugen gegen die Gewalt haben uns die Augen geöffnet. Wehe uns, wenn wir uns diese Erkenntnisse wieder verdunkeln ließen!

Aber nun stehen wir alle seit einiger Zeit unter dem Eindruck, daß ein neues Ringen um diese Dinge anheben müsse unter uns. Wir müssen dem Gebot Gottes, zugleich aber der Situation begegnen, in die wir heute gestellt sind. Das Gebot Gottes darf uns nicht zur Doktrin erstarren. Erstarrte Gerechtigkeit wird so leicht zum höchsten Unrecht, unlebendiges Gutes schafft Böses.

Ich zitiere im folgenden eine Stelle aus dem Brief, den *Martin Buber* im Februar dieses Jahres an *Gandhi* gerichtet hat. Es findet hier gleichsam eine Begegnung statt zwischen der heutigen — tief erfaßten, tief durchlittenen! — Situation und der Doktrin der Gewaltlosigkeit. (Um des Erschütternden willen, das darin liegt, führe ich die ganze Stelle an.) Buber schreibt: „Sie (*Gandhi*) sagen, es sei ein Stigma gegen uns (Juden), daß unsere Ahnen Jesus gekreuzigt haben. Ich weiß nicht, ob das wirklich geschehen ist; aber ich halte es für möglich. Ich halte es für ebenso möglich, wie daß das indische Volk unter anderen Umständen und wenn das, was Sie lehren, seiner eigenen Neigung stärker entgegen wäre [„Indien“, sagen Sie, „ist von Natur gewaltlos“], Sie hingerichtet hätte. Völker verschlingen nicht selten das Große, das sie geboren haben. Wie kann man dergleichen ohne Widerspruch als Stigma eines Volkes bezeichnen! Ich möchte Ihnen aber nicht verschweigen, daß ich zwar nicht unter den Kreuzigern Jesu, aber auch nicht unter seinen Anhängern gewesen wäre. Denn ich kann mir nicht verbieten lassen, dem Uebel zu widerstreben, wo ich sehe, daß es daran ist, das Gute zu vernichten. Ich muß, wie dem Uebel in mir, so dem Uebel in der Welt widerstreben. Ich kann nur darum ringen, es nicht durch Gewalt tun zu müssen. Ich will die Gewalt nicht. Aber wenn ich nicht anders als durch sie verhindern kann, daß das Uebel das Gute vernichtet, werde ich hoffentlich Gewalt üben — und mich in Gottes Hände geben.“

Und die andere hierher gehörende Stelle aus diesem Briefe Bubers: „Wir wollen die Gewalt nicht, wir haben nicht wie unser Volkssohn

Jesus und wie Sie, die Lehre von der Gewaltlosigkeit ausgerufen, weil wir meinen, daß ein Mann zuweilen, um sich oder gar um seine Kinder zu retten, Gewalt üben muß. Aber wir haben von der Urzeit an die Lehre der Gerechtigkeit und des Friedens ausgerufen; wir haben gelehrt und gelernt, daß der Friede das Ziel der Welt und daß die Gerechtigkeit der Weg zu ihm ist. Also können wir nicht Gewalt üben wollen. Wer sich zu Israel zählt, kann nicht Gewalt üben wollen.“

Was so erschütternd auf uns wirkt an diesen Worten, ist diese mit so viel Bitterkeit ausgesprochene Ablehnung Jesu um seiner „Lehre von der Gewaltlosigkeit“ willen — diese Ablehnung durch einen Mann von solcher Tiefe des Denkens und solcher Reinheit des Willens! Aber wir fragen: Hat hier wirklich eine Begegnung der Situation mit Jesus stattgefunden? Ist es wirklich denkbar, daß aus einer Begegnung zwischen Jesus und den nationalsozialistischen Greuelthaten gegenüber den Juden nichts anderes als eine „Theorie von der Gewaltlosigkeit“ entspringt? Haben nicht diejenigen Unrecht getan, welche Buber Jesus so sehen lehrten, daß er auf den Gedanken kommen konnte, für Jesus sei eine Doktrin der Gewaltlosigkeit heiliger gewesen als die Leidenschaft für das Recht des Schwachen und Wehrlosen? Wir wissen nicht, welchen Weg Jesus eingeschlagen hätte, um in der heutigen Situation für die Wehrlosen einzustehen, aber es ist uns klar, daß dieses Einstehen ihm ein heiligeres Anliegen gewesen wäre als irgend etwas anderes. Für den Wehrlosen muß eingestanden werden, das ist der Oberatz, über den für einen Jünger Christi eine Diskussion überhaupt nicht möglich ist. Diskutiert werden kann über die anzuwendenden Mittel, und es ist richtig, daß die Bergpredigt die Diskussion über eines dieser Mittel, das der Gewalt, so machtvoll in Fluß gebracht hat, daß sie nie mehr zur Ruhe kommen kann. Eine hemmungslose Gewaltanwendung kann es seit der Bergpredigt für Christen nicht mehr geben. Aber wenn aller geistige Widerstand gegen das Ruchlose versagen würde, so daß wirklich nur noch die Wahl bliebe, entweder den Wehrlosen preiszugeben oder Gewalt anzuwenden, müßte dann unsere Entscheidung nicht zugunsten der geheiligten Pflicht des Schützens fallen? Wäre dann der Verzicht auf Gewalt noch Gehorsam, Gehorsam gegenüber der Situation, in die wir hineingestellt wurden, hineingestellt mit dem Gebot, für den Wehrlosen schützend einzustehen? Nicht *wir* hätten dann den Weg der Gewalt gewählt. So lange wir ihn wählen, ist er fragwürdig, meist ein bequemer, von der eigenen Angst empfohlener, aus Mangel an geistigen Kräften eingeschlagener Weg. Die Prediger der Gewaltlosigkeit haben auch so sehr recht gehabt, zu behaupten, daß schon die bloße *Möglichkeit* des Gewalt-Weges den Willen zum Einsetzen geistiger Kräfte lähme. Darum darf die Anwendung von Gewalt nur aus der Situation entspringen. Können wir aber die Möglichkeit einer solchen Situation leugnen?

Wir können unmöglich die Augen verschließen vor einer ganz besonders düsteren Erscheinung der gegenwärtigen Lage, vor der Tatsache, daß es etwas gibt, was man Zerstörung der menschlichen Seele nennen muß. Die Quäker haben ihre Theorie der Gewaltlosigkeit vor allem gegründet auf den Glauben daran, daß in jedem Menschen ein göttlicher Funke sei, der gerade durch jene Kraft der Seele, die sich in liebendem und gewaltlos leidensbereitem Verhalten offenbare, erweckt werden könne, auch wenn er nahezu erloschen oder verschüttet sei. Wir aber stehen heute unter dem furchtbaren Eindruck, daß es eine „Auflösung der Seelen“ gebe — wie Leonhard Ragaz es genannt hat —, eine Zerstörung des Menschen. Aufgelöst sind die Seelen, aufgelöst sind alle gültigen Bindungen, aufgelöst scheint Gott selbst. Es hat immer den „Verbrecher“ gegeben. Das ist ja eine Konstatierung, die wir nur mit Schmerz machen dürfen, und nicht, ohne beschämt an den Glauben einer Mathilde Wrede zu denken. Aber wir müssen doch wohl diese furchtbare Tatsache gelten lassen — ohne zu richten, im Gegenteil mit Selbstanklage und Bewußtsein der Mitschuld. Aber ich denke, daß auch Mathilde Wrede gewußt hat, daß es Menschen gibt, für die Gefängnisse vorerst einmal unvermeidlich nötig sind, für die also Gewalt nötig ist, aus Liebe zu den Wehrlosen und auch aus Liebe zu ihnen selbst. Gewalt aus Liebe, Gewalt um der Gerechtigkeit willen. Und nun stehen wir vor dieser einen Tatsache, welche tiefe und prophetische Menschen — wie z. B. Dostojewskij — schon lange haben kommen sehen, und die nun gekommen *ist*, für viele unter uns unerwartet und unbegreiflich genug, vor der Tatsache, daß der entmenslichte Mensch nicht mehr die beklagenswerte vereinzelte Erscheinung ist, die man bislang unter dem Namen Verbrecher von dem übrigen Menschentypus abhob, sondern daß er auf einmal *massenhaft* da ist. Es ist der Mensch, gegen dessen Ruchlosigkeit vorerst nur die Gewalt in Frage zu kommen scheint, weil er durch geistige Kräfte nicht mehr zu erschüttern ist. Es ist der Mensch, dessen Seele aufgelöst ist, der „psychisch deformierte Massenmensch“, der nicht mehr selber denkt, kein eigenes Gewissen mehr hat, dessen Seele sich in irgendein Massendenken, in irgendeinen kollektiven Raufsch verflüchtigt hat. Dieser Mensch ist fähig, das Grauenhafteste zu vollbringen. Wer hätte gedacht, so haben in unseren Tagen schon viele ausgerufen, daß es so viele Mörder geben könnte unter uns, Menschen, die nicht nur ohne Hemmungen Bombenflugzeuge besteigen, sondern auch mitten im Frieden andere beseitigen! Wer hätte geglaubt, daß es so viele Folterer geben könnte! Dostojewskij hat das alles kommen sehen. „Jetzt berauschen sie sich an Schnaps“, sagt er einmal, „es kommt der Tag, wo sie sich an Blut berauschen werden.“

Diese Dinge rückhaltlos zu sehen, bedeutet nicht ein Versinken in Pessimismus; wir machen aus der Erkenntnis der abgründigen Möglichkeiten des Menschen keine Weltanschauung; es ist überhaupt nicht

des Menschen Sache, theoretisierend darüber zu reden; es gibt nur *eines*, was er zu tun hat: damit zu ringen. Sicherlich auch mit den Waffen des Glaubens! — einmal jenes Glaubens der Quäker an den unzerstörbaren göttlichen Funken in jedem Einzelnen, und sodann jenes Glaubens an die über alles menschliche Denken und Hoffen hinausgehenden Möglichkeiten göttlicher Durchbrüche, an das zum Leben erweckende Wunder des Geistes, das selbst an jenem „Gefilde von Totengebeinen“, das man „Masse“ nennt, sich ereignen kann.

Aber dieser Glaube macht uns nicht unrealistisch, erfüllt uns nicht mit Illusionen und verleitet uns nicht zu utopischem Handeln. Jener Glaube an das Göttliche im Menschen ist etwas ganz anderes als ein optimistisches Dogma, welches den Dämon in ihm, das Satanische gar nicht oder nicht in seinem ganzen Ernste sieht. Trotz jenes Glaubens halten wir es z. B. für möglich, daß Martin Buber recht hat, wenn er sagt: „Man kann *einsichtslos* Menschenfeelen gegenüber eine wirkfame Haltung der Gewaltlosigkeit einnehmen, auf Grund der Möglichkeit, ihnen dadurch allmählich Einsicht beizubringen, aber einer dämonischen Universalwalze kann man so nicht begegnen.“ Ja, es könnte sein, daß wir utopisch handelten und damit Gottes lebendiges Gebot verfehlten, wenn wir nicht dem Verbrechen von Menschen, die sich selber verloren haben, die Mittel der Gewalt entgegensetzten, um sie an weiteren Greueln zu verhindern. Vergessen wir nie, daß Christus niemals heißt, ein Schema des „Gerechten“ zu erfüllen, sondern dem lebendigen Gott gehorchen. Nicht eine immer und überall christliche Haltung oder ein Gesetz ist vorgeschrieben. Das könnte alles unwahr werden und ein großer Ungehorsam sein. „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte keine Liebe, so wäre es mir nichts nütze; wenn ich meinen Leib hingäbe, daß er verbrannt würde, und hätte keine Liebe, so wäre es nichts.“ Diese alle Gesetzlichkeit überwindenden Worte des Paulus könnten auch in der Bergpredigt stehen.

*Paul Trautvetter.*

## Wiedergeburt des heiligen Menschen.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist der „Heilige Mensch“ in Europa gar sehr in Verruf geraten. Wenn er schon nicht mit den feindlichen Argumenten Stirners oder Nietzsches erledigt wurde, die den Glauben an ihn als Autoritätsglauben verwarfen, ihn selbst sogar als Schein-Heiligen, im Mantel der Demut Macht Ausübenden zu „entlarven“ glaubten, so nahm man ihn in unserer Gegenwart überhaupt nicht mehr ernst: er war eine längst überwundene Entwicklungsform, womit man heute nichts mehr gemein hat. Ja, damals, im Mittelalter, mochte solch eine Erscheinung berechtigt gewesen sein, als die Menschen noch gleichsam Kinder waren, aber heute, in der Zeit des Fortschritts und der Bewußtseinsklarheit, bedeutet Heiligkeit nichts mehr.